

Dirk Drewes

**Bein gehabt,
Krebs besiegt**

agenda

Dirk Drewes

Bein gehabt, Krebs besiegt

Schritt für Schritt zurück ins Leben



agenda Verlag

Münster

2026

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2026 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-997-3

Inhalt

Ski heil, Knie kaputt	7
Krebs!	12
Chemotherapie, Strahlentherapie und ... Misteltherapie	16
Die Chemotherapie beginnt – ein neuer Alltag	27
Perücke, Tod und Abifete	39
Kriegsbemalung und Bestrahlung	44
Harztour und Ende des zweiten Chemoblocks	49
„Second Look“ ins Ungewisse	51
Unfall – an der Katastrophe vorbeigerutscht	55
Neunter Zyklus – Aufgeben ist nicht	61
Operationsalternativen, Kinderbett und Mettigel	65
Schwarzwald	70
Neues Jahr – gleiche Chemo	73
Elfter Zyklus und das Böse	78
Endspurt dritter Block. Amputation?	81
Operation	85
Zu Hause. Unerwarteter Besuch. Vierter Block Chemo?	90
Fortschritte, Todesangst, Rollstuhl und Golf	95
Rehazentrum, eine andere Welt	102
Alltag in der Reha	116
Schokolade, Joints, Tante Medusa und Abschied von der Reha	130
Nach der Reha ist vor der Ausbildung	141
Ski Heil?	148

Schmerzhafte Luxation, Studium und die längste Theke der Welt	152
Hamburg. Infektion, Lebensgefahr, Rettungshubschrauber und das Böse	157
Sunshine auf Ibiza. Erneute Infektion – Amputation?	166
Bein gehabt	177
Beinprothese mit Hindernissen. C-Leg und erste Schritte	182
Berufliche Neuorientierung. Arosa. Auf der A3 am Tod vorbei	198
Erneute Infektion – Innovation: Silberbeschichtung gegen Bakterien	208
Fahrradsturz mit Folgen. „Papa, der Mond!“	213
Und es infiziert sich doch. Darf's ein Scheibchen mehr sein?	221
Beckenkorbprothese	229
Bandscheibe, Schultern, Schlafapnoe	232
Niederschlag; Depression	239
Klinik	245
Skiurlaub. Wo ist die Freude?	254
Fortsetzung des Klinikaufenthalts	258

Ski heil, Knie kaputt

Es wirkte, als wollten sich die Gipfel der österreichischen Alpen immer weiter in die Höhe recken, um sich gegen die nach oben kletternden Wolken zu wehren. Aber der Kampf schien verloren. In den letzten vier Tagen waren Axel, Marc und ich in Dalaas im Klostertal mit tollem Schnee und Sonne verwöhnt worden.

„Lass uns noch ein paar Abfahrten machen und dann nach Hause fahren“, überzeugte uns Axel beim Frühstück.

Nach den schriftlichen Abiturprüfungen wartete zu Hause noch die letzte Prüfung im Fach Sport auf mich. Davor noch für ein paar Tage Skilaufen zu gehen, hatten nicht nur meine Eltern für unvernünftig gehalten.

Auf die Osterdeko aus fast menschengroßen, skifahrenden Osterhasen am Rand der Piste hatte sich bereits eine dünne Neuschneecke gelegt. Erst nur vereinzelte Flöckchen, dann immer mehr und immer größere Schneeflocken versperrten wie eine dichter werdende Nebelwand die Sicht. Schneller und schneller trieben die Flocken vor dem noch immer tief verschneiten Wald.

„Das wird nicht mehr besser“, rief Marc durch den zu einem Sturm ansetzenden Wind.

Wir mussten runter vom Berg. Es half nichts. Durch die mittlerweile vor uns wehenden Schneeflocken reichte die Sicht auf der Talabfahrt gerade noch von Baum zu Baum.

Ich überholte die anderen und fuhr auf dem schmalen Weg durch den Winterwald. Ich kannte den Weg und fühlte mich trotz schlechter werdender Sicht auch bei flottem Tempo wohl. Die mir eigentlich bekannte scharfe Rechtskurve erwartete ich aber erst in zweihundert Metern. Ehe ich realisieren konnte, dass die Piste hier endete, spürte ich keinen Boden mehr unter den Skiern. Zehn Meter weiter und fünf Meter tiefer schlug ich auf. Mühsam versuchte ich, aufzustehen. Ein stechender Schmerz durchfuhr mein rechtes Knie. Ich

blickte mich um. Dann sah ich Marc und Axel. Sie schauten, ebenso suchend, über den Abhang.

„Was machst du da?“, rief Marc.

„Hier ist es so besonders schön“, erwiderte ich ironisch und leicht gereizt, während ich noch versuchte, aufzustehen.

„Ich habe mich verletzt“, schrie ich den beiden durch das Schneetreiben zu.

Sie begannen, mühsam durch den hüft hohen Schnee zu mir zu stapfen. Bei mir angekommen, haken sie mich, einer links und einer rechts, unter und nach einer gefühlten Ewigkeit erreichten wir wieder die Piste. Jetzt waren es noch etwa anderthalb Kilometer bis ins Tal.

„Sollen wir nicht lieber der Bergrettung Bescheid geben?“, gab Marc zu bedenken.

„Ich glaube, ich schaffe es bis zum Parkplatz“, entgegnete ich tapfer, wenn auch zweifelnd, da jedes Auftreten schmerzte.

Langsam, mehr auf einem Ski vorsichtig rutschend, mit den Stöcken abstützend, gelangten wir ins Tal. Wie hätte ich ahnen können, dass ich schon bald nie mehr mit zwei intakten Beinen Skifahren würde können.

In einer Apotheke im Ort holten wir ein Schmerzmittel und ich war erleichtert, dass die Rückfahrt den Umständen entsprechend gut verlief. Am Abend trafen wir wieder im westfälischen Greven ein und ich fiel erschöpft ins Bett. Morgen würde alles wieder besser sein – so hoffte ich zumindest.

Diese Hoffnung wurde enttäuscht. Das Knie war stark geschwollen. Ein pochender Schmerz erschwerte mir das Laufen, machte es fast unmöglich, sodass ich die Unterarmgehstützen zu Hilfe nahm, die noch im Keller standen. Ich beschloss, mich direkt am frühen Morgen in der orthopädischen Praxis von Axels Vater zu melden.

Nach dem Röntgen sah ich bereits beim Eintreten ins Behandlungszimmer das Bild an der beleuchteten Tafel.

„Da hast du dir einen ziemlichen Kapselriss geholt“, sagte Dr. M. zur Begrüßung.

„Obwohl ich immer so vorsichtig fahre“, entgegnete ich sarkastisch grinsend.

„So siehst du aus“, nahm er meinen Sarkasmus auf und grinste ebenfalls, um dann hinzuzufügen: „Das müssen wir punktieren, da hat sich einiges an Flüssigkeit angesammelt.“

Gekonnt holte er mit einer Nadel zwei große Kanülen Flüssigkeit aus dem Bereich unterhalb des Knies.

Ich hielt die Luft an und biss mir auf die Lippe, um mir den Schmerz nicht anmerken zu lassen. Danach war mir nicht mehr zum Grinsen zumute.

Mit einem Rezept für eine Kniebandage und dem Hinweis, diese so oft wie möglich zu tragen, verabschiedete er mich. „Komm bitte in drei Tagen wieder, dann schauen wir uns das nochmal an.“

In der Nacht wachte ich mit starken, pochenden Schmerzen an der Innenseite des Oberschenkels auf. An der Stelle hatte ich seit drei, vielleicht vier Monaten eine Schwellung. Viel Bedeutung hatte ich ihr aber nicht beigemessen. Ich nahm die Bandage ab und eine Schmerztablette half. Die Schmerzen ließen langsam nach.

Schon am nächsten Tag führte mich mein Weg wieder zu Dr. M..

„Ich glaube, dieser Huckel ist seit Anfang des Jahres da, vielleicht vom Tennis“, erklärte ich und zeigte ihm die Schwellung. „Da hat es heute Nacht, als ich die Bandage getragen habe, sehr weh getan.“

Er schaute ernst. „Das müssen wir auf jeden Fall röntgen.“

Nach dieser Untersuchung sowie der ausführlichen Betrachtung des Röntgenbildes schlussfolgerte er nachdenklich: „Ich werde dich umgehend zu einer Magnetresonanztomographie in der Uniklinik Münster anmelden.“

Ich war irritiert. So kannte ich ihn nicht. Sein Tonfall, als er sagte: „Das muss schnellstmöglich weiter abgeklärt werden“, ging mir auf der Fahrt nach Hause nicht aus dem Kopf.

Auf der Überweisung für die Uniklinik las ich das erste Mal das Wort „Tumor“.

Zehn Tage später saß ich mit meiner Mutter im Wartezimmer im Erdgeschoss eines älteren Gebäudes der Uniklinik Münster, das mich eher an eine Villa als an einen Teil einer Klinik erinnerte.

„Ich habe so einen metallischen Geschmack im Mund, ist das normal?“, fragte ich die medizinische Assistentin. Sie hatte mir gerade einen Tropf mit Kontrastmittel an meiner Armbeuge angeschlossen.

„Manche haben das, aber nicht alle“, antwortete sie emotionslos.

Ich bekam einen Notrufknopf in die Hand und wurde liegend in die Röhre des Magnetresonanztomographen geschoben. Über Kopfhörer lief klassische Musik, um die lauten Klopffgeräusche zu übertönen. Angeblich sollte die Musik auch beruhigen, was bei mir jedoch ohne Erfolg blieb.

Die Untersuchung dauerte etwa zwanzig Minuten. Danach hieß es wieder warten. Zu warten sollte eine meiner Lieblingsbeschäftigungen werden. Das aber ahnte ich zu dem Zeitpunkt noch nicht.

Eine endlos scheinende Stunde später folgten meine Mutter und ich einem jungen Assistenzarzt nervös ins Sprechzimmer. Ich schätzte ihn etwa zehn Jahre älter als mich. Er bot uns einen Stuhl an und begann ohne Umschweife, wobei er auf die Bilder auf dem Bildschirm vor sich zeigte: „Es handelt sich um einen fünf mal fünfzehn Zentimeter großen Tumor, der schnellstens herausoperiert werden muss. Wir werden uns mit der Chirurgie in Verbindung setzen.“

Das Wort „Krebs“ war bisher nicht gefallen. Naiv und unbedarft wie ich war, kam mir diese Möglichkeit immer noch nicht in den Sinn. Auch meine Mutter sprach es nicht an.

Drei Tage später stand die Abiturprüfung im Fach Sport an. Die Sorge, wie ich mit dem schmerzenden Knie leistungsfähig genug sein sollte, beschäftigte mich in dem Moment am meisten. Deshalb ging ich vor der Prüfung erneut zu Dr. M.. Eine Spritze zur Linderung der Schmerzen half und ich brillierte in der Prüfung an der Tischtennisplatte. Ich war glücklich. Das Abitur war geschafft und Stolz erfüllte mich. Die Verschiebung der Bewertung von scheinbar bedeutsamen Lebensereignissen und somit auch die angenommene Wichtigkeit von Prüfungen sollte ich noch lernen.

Krebs!

Es dauerte zwei weitere lange Wochen, bis ich das alte, ehrwürdige Gebäude der Chirurgie der Uniklinik Münster betrat. Professor B., ein kleinerer, leicht untersetzter, vielleicht sechzig Jahre alter Mann, der schon einige berühmte Leute operiert haben soll, betrat zügig, fast hektisch das Zimmer und verkündete: „Erst nach der Operation, wenn die Histologie vorliegt, wissen wir mehr über Art und Beschaffenheit des Tumors. Danach können wir über weitere Therapien entscheiden.“

Noch immer machte ich mir keine Gedanken über den möglichen Ernst der Lage. Es schien ja alles gut zu laufen und keine Eile zu haben. Der Operationstermin war für den nächsten Tag angesetzt.

Am Morgen der Operation begrüßte mich die Krankenschwester geschäftsmäßig freundlich, aber relativ teilnahmslos. „Guten Morgen. Sie sind nüchtern, haben auch nichts mehr getrunken seit vier Uhr?“

Ich erwiderte: „Jawohl, Stube ordnungsgemäß aufgeräumt und zur Abnahme bereit.“

Sie schaute mich verständnislos an. Nur eine kleine Irritation war ihr anzumerken. Monoton fuhr sie mit den Anweisungen fort, die sie sicherlich schon hunderte Male erteilt hatte und auf die sie immer die gleichen Nachfragen erhielt, ohne zu bedenken, dass der Patient sie zum ersten Mal hörte. „Bitte ziehen Sie dieses OP-Hemd an und nehmen Sie diese Tablette, Sie können dazu einen kleinen Schluck Wasser trinken.“

„Wozu ist die?“, wollte ich wissen.

„Zur Beruhigung.“

Ich fügte mich in die Rolle des Weisungsempfängers und hatte den Eindruck, dass Fragen nur den Ablauf störten. Wie oft mir diese „Mir doch egal“-Tablette serviert werden würde, ahnte ich noch nicht.

Ich erwachte mit einer etwa zwanzig Zentimeter langen Narbe und drei Redon-Drainagen im Bein. Die Drainagen sollten Blut und Wundsekret absaugen und die Heilung beschleunigen. An ihren Enden befanden sich kleine Flaschen, die an meinem Bett hingen und sich langsam füllten. Die Schmerzen ertrug ich mit individuell über einen Tropf dosierbaren Schmerzmitteln.

Die wichtigste Nachricht überbrachte am Nachmittag Professor B.: „Das war ein großer Tumor, der sich gut mit Blut versorgt hat. Wir haben die Histologie so dringend wie möglich gemacht.“

„Wie lange denken Sie, dass es dauert?“, fragte mein Vater, der mit meiner Mutter neben meinem Bett saß.

„Ich hoffe, nur zwei bis drei Tage, dann wissen wir mehr“, antwortete Prof. B. mit einem verständnisvollen Lächeln.

„Könnte ich wohl ein paar Hanteln und Gewichtsmanschetten bekommen, damit ich ein bisschen trainieren kann?“, fragte ich meine sympathische Krankengymnastin. Ich wollte die Zeit, die ich hier tatenlos rumliegen musste, sinnvoll nutzen. Schließlich war ich Sportler. Tennis, Surfen, Skilaufen – Sport gehörte zu meinem Leben.

„Klar, gerne“, entgegnete sie und brachte das Erbetene. Darüber hinaus erfreute sie mich mit fachlichen Hinweisen zu Übungen in der Liegeposition.

Hoch motiviert bereitete ich mich vor: Gewichtsmanschette an den Fuß, Bein über den Ball und die Übungen begannen. Eine Krankenschwester betrat mein privates Fitnessstudio und schaute erstaunt. „So motiviert wie Sie sind, schaffen Sie das und eine Chemotherapie würden Sie auch packen.“

„Chemotherapie.“ Das traf mich wie ein Schlag, der das wohlige Verdrängen lähmte. Die Welt schien mit einem Schlag still zu stehen. Chemotherapie gab es doch nur bei Krebs.

Dieser 8. Juli 1990 hatte mittlerweile nicht nur sich, sondern auch mein junges, bisher behütetes, unbedarftes Leben sowie das meiner

Familie radikal und schlagartig verändert. Er hatte mit dem typischen Krankenhausalltag begonnen. Lärmend, geschäftig und zeitlich viel zu früh.

Es war der Tag des Finales der Fußballweltmeisterschaft. Deutschland gewann durch den mit rechts in die linke Ecke geschossenen Elfmeter von Andreas Brehme 1:0 gegen Argentinien. Wir wurden Fußballweltmeister.

Es war schon dunkel, als ich vor meinem Fenster im Erdgeschoß der Chirurgie Autokorsos mit feiernden Menschen erblickte. Hupende Autos, Deutschlandfahnen schwenkende Menschen, manche auf den Motorhauben und Dächern sitzend, manche aus den Fenstern oder Schiebedächern grölend, zogen an meinem Fenster vorbei. Aber das alles erschien mir, obwohl es nur wenige Meter entfernt war, so unerreichbar wie für einen Fisch im Netz die offene See.

Meine Gedanken kreisten so schrill und tönend wie die hupenden Autos nur um die eine Frage: Hatte ich KREBS? Hatte ICH Krebs?

Warum sollte ausgerechnet ich einen bösartigen Tumor haben?

Angst erfüllte mich und ließ keine klaren Gedanken zu. Wie durch Watte hörte ich draußen die Fans grölen. Die Lichter der Autos spiegelten sich an meinen Zimmerwänden, an der Decke tanzten fröhliche Lichtpunkte, aber das Licht am Ende meines Tunnels schien immer dunkler zu werden. Draußen eine Welt voller Freude, Jubel und pulsierendem Leben, aber ich fühlte, dass diese Welt keine Verbindung mehr mit meiner Welt aufzeigte. Da draußen eine Welt ohne Krebs und was war hier drinnen bei mir? Ich sehnte die erlösende, Klarheit bringende Nachricht herbei. Diese Unsicherheit seit der Bemerkung der Krankenschwester ertrug ich kaum noch. Und doch wollte ich die furchtbare Nachricht gar nicht hören. Alles in mir sträubte sich und innerlich schrie und weinte ich. Nach außen war ich paralysiert und zeigte keine erkennbare Regung.

Nachdem es ruhiger geworden war, klammerte ich mich im Halbdunkel meines Krankenzimmers ängstlich an die weiße Krankenhausdecke.

Am nächsten Morgen ließ das ernste Gesicht von Professor B. nichts Gutes ahnen. Ohne Umschweife und nach meinem Empfinden gnadenlos schmetterte er meinen angespannten Eltern und mir die Diagnose an den Kopf. „Wir wissen noch nicht zu hundert Prozent, um welche Art von Tumor es sich handelt, aber wir wissen, dass er sehr bösartig ist. Die weitere Therapie muss so schnell wie möglich eingeleitet werden.“

„Chemotherapie?“, fragte ich entsetzt.

„Vielleicht auch noch Bestrahlung“, erwiderte er, um dann ernsthaft, fast schon gefühllos pragmatisch fortzufahren: „Jetzt muss zunächst über die weitere Therapie entschieden werden. Wir machen sofort einen Termin in der Onkologie.“

Meine Mutter, mein Vater und ich saßen schweigend im Zimmer und versuchten, das gerade Gehörte zu begreifen. Ich zitterte. Jeder starrte vor sich hin. Die Angst vor einer Diagnose, die den Tod so früh im Leben mit an den Spieltisch holte. Nun gab es nichts mehr zu beschönigen, nichts zu verdrängen.

Krebs!

Das gab es in meiner Gedankenwelt bisher nicht. Ich war ein junger Mann, der das Leben genoss, viel Sport machte und sich auf den neuen Lebensabschnitt nach der Schule gefreut hatte. Krebs bekamen in meiner diesbezüglich noch kindlichen Vorstellung doch nur ältere Menschen.

In den nächsten Tagen durchfuhr ich das volle Untersuchungsprogramm. Gab es Metastasen? Computertomographie von Lungen- und Bauchraum, Knochenszintigraphie, Röntgen und Blutuntersuchungen. Dazwischen endlos erscheinendes Warten. Die Geschäftigkeit half mir, die Angst und Hilflosigkeit in Schach zu halten. Ablenkung wie Lesen oder Fernsehen schaffte ich nicht, meine wie ein Bienenschwarm umher eilenden Gedanken ließen eine Fokussierung nicht zu.